Barbara Stambolis

‚Der Westen': Grundlegende lebens- und berufsbiographische Orientierungen deutscher Historiker des Jahrgangs 1943[1]

44 deutsche Historiker des Jahrgangs 1943 haben sich zwischen 2007 und 2009 in Interviews lebens- und berufsbiographisch geäußert.[2] ‚Westorientierungen' im weitesten Sinne gehörten, wie zu zeigen sein wird, zu ihren grundlegendsten Prägungen: Die ‚43er', wie sie genannt werden, sprachen über erste ‚grenzüberschreitende' Erfahrungen während der Schule, in der Regel nach Westen, d. h. vor allem nach Frankreich. Auch ihre ersten Auslandsaufenthalte als Studierende führten sie vor allem ins westliche Ausland. Diejenigen, die zur Bundeswehr gingen, bezeichneten sich nicht selten rückblickend als ‚Kalte Krieger', hatten also von Westen gesehen einen durchaus zeittypischen Blick auf ‚den Osten'. Auf ihren beruflichen Lebenswegen stechen nordrhein-westfälische Universitäten hervor (Bochum, Bonn, Köln, Münster, Düsseldorf). In ihren Forschungen nehmen ‚west'-bezogene, vergleichende, nicht zuletzt (West)-Europa-Studien und Kontakte bzw. Netzwerke einen breiten Raum ein. Die meisten sind ‚im Westen' geblieben, haben sich nach der Wende 1989/90 nicht oder nur vorübergehend intensiv in den neuen Bundesländern engagiert.

Es handelt sich im folgenden also um Facetten von Herausforderungen, die mit Erfahrungen in Westdeutschland, Wahrnehmungen des westlichen Auslandes, west-östlichen Verortungen und Forschungsfragen mit ‚Westakzenten' für diesen Jahrgang verbunden waren. Sie gelten möglicherweise nicht nur für den Geburtsjahrgang, sondern, wie an einigen Beispielen angedeutet werden kann, auch für weitere um 1940 geborene Mitglieder der Historikerzunft. Ebenfalls an einigen Beispielen seien Akzentverschiebungen gegenüber einer rund zehn Jahre älteren Gruppe von Kollegen angedeutet. Und schließlich: Die ‚43er' reflektierten

[1] Diesem Beitrag liegt ein Vortrag auf der Jahrestagung des Brauweiler Kreises 2011 in Bad Waldliesborn zugrunde. Die Vortragsform wurde im wesentlichen beibehalten.

[2] Vgl. Barbara Stambolis, Deutsche Historiker Jahrgang 1943. Leben mit und in der Geschichte, Essen 2010. Dem Buch ist eine CD beigefügt, auf der alle im folgenden ohne nähere Angaben wiedergegebenen Interviewzitate nachzulesen sind.

Geschichte im Westen (GiW) Jahrgang 26 (2011), 117–138
© Klartext Verlag, Essen, ISSN 0930-3286

über Zusammenhänge von Leben und Werk, was bislang eher ungewöhnlich für deutsche Historiker sein dürfte.

Nachkriegszeit und beginnende Aufbauzeit in Westdeutschland

Die ‚43er' reflektierten im Zusammenhang mit Flucht und Vertreibung darüber, was Ankunft ‚im Westen' möglicherweise bedeutete. Als Säuglinge und Kleinkinder, nach Evakuierung, Flucht und Vertreibung kamen viele von ihnen buchstäblich ‚im Westen' an. Achtzehn der Befragten berichteten in den Interviews von Evakuierungen, ebenso viele von Fluchterfahrungen. Unter den Geburtsorten der ‚43er' finden sich Breslau, Dresden, Königsberg, Peest und Pyritz, Schweidnitz, Stolp, Waldenburg und Wünschelburg, um nur einige Beispiele zu geben, die bereits auf den ersten Blick Flucht- und Vertreibungsgeschichten vermuten lassen. Rund ein Drittel der Interviewten lebte in unvollständigen Familien, d. h. sie wuchsen vaterlos, mit ihren Müttern und allenfalls weiteren Geschwistern und teilweise unterstützenden Großeltern und Verwandten in materiell ungesicherten Verhältnissen auf. Für die wenigsten haben Familienbindungen an ihre östlichen Herkunftsregionen in der Folge offenbar eine maßgebliche Rolle gespielt. Das gilt auch für Johannes Burkhardt, der seine ersten Lebensjahre in der DDR verbrachte.

Die Wahrnehmungen der Interviewpartner konzentrierten sich mit Blick auf das soziale Umfeld des Aufwachsens auf mehrere Beobachtungsfelder. Da gab es etwa die dörfliche Gesellschaft, in die es eine unvollständige Familie mit einem Statusselbstverständnis, das von dem der Mehrheitsbevölkerung deutlich abwich, buchstäblich verschlagen hatte: aus einer katholischen Kleinstadt, in der einer der Großväter der Familie Bürgermeister gewesen war, in eine kleine ländliche Gemeinde im einstmals kurkölnischen Sauerland. Auffallend waren die intensiven Wahrnehmungen sozialer Milieus, überhaupt von Milieus, auch konfessionellen, sowie von weiteren gesellschaftlichen Segmentierungen. Regionale Ausprägungen mit ihren Besonderheiten, etwa im Katholizismus an der Mosel und katholischen Sauerland wurden sehr stark empfunden, wie etwa Diethelm Klippel mitteilte. In Neheim-Hüsten sei doch das Katholische wesentlich ernster betrieben worden, so sein Eindruck. Religiöse Differenzerfahrungen konnten beim Spielen gemacht werden, beim elterlichen Verbot des Umgangs mit „anders"gläubigen Kindern, die nicht selten aus Flüchtlingsfamilien kamen. Sie waren Teil des ‚normalen' Schulalltags und sind szenisch noch heute gegenwärtig, etwa in Form eines Drahtzauns, der in den Pausen Protestanten von Katholiken trennte, wie Dieter Langewiesche sich erinnerte: „Wer einen Freund aus der anderen Konfession hatte, musste sich von ihm in der Pause trennen."

Eine große Gruppe der Befragten hatte keinen bürgerlichen Familienhintergrund und berichtete mit Blick auf den Beginn ihrer Aufstiegswege über zweierlei Erfahrungen: auf der einen Seite die überaus großen Anstrengungen, die mit dem Besuch weiterführender Schulen verbunden waren, auf der anderen Seite einen vorsichtigen Optimismus, es könnten sich neue, gegenüber der sozialen Situation der Familien nach 1945 und in den 50er Jahren hinausführende Perspektiven ergeben. Die meisten ‚43er‘ waren Aufsteiger, wie es sie unter den rund zehn Jahre älteren Historikern kaum gegeben hat. Sie stehen damit für Veränderungen der westdeutschen Gesellschaft im Wandel. Einige (wie Langewiesche, aber auch Karl Teppe oder Norbert Reimann) blicken auf Aufstiegskarrieren zurück, die auch in NRW zu verorten sind. Ein gewisser Zukunftsoptimismus begleitete sie, wenngleich nur langsam sich festigend, durch die Schulzeit.

Bildung erschien nicht zuletzt den Aufsteigern unter ihnen als hohes Gut, für das sich anzustrengen lohnte: Sie besuchten Aufbaugymnasien und Abendschulen, holten das Abitur nach und sahen also, wie sich neue Horizonte eröffneten. In den Interviews mit Dieter Langewiesche, Reiner Pommerin und Karl Teppe sind Aufstiegswege dieser Art anschaulich beschrieben. Ersterer berichtete über seine Ausbildung zum Industriekaufmann – ausdrücklich betonend, nicht zum Einzelhandelskaufmann – und seine Entscheidung für das Abendgymnasium nach Abschluss der Lehre. Vor allem habe sein Vater es für wichtig gehalten, dass sein Sohn nicht Arbeiter, sondern Angestellter – „sauber, mit Krawatte“ – werde. In der Beschreibung Langewiesches fällt vor allem die Wortwahl auf; er sprach zweimal von „durchstehen“, dann von „durchquälen“, von hochgradigen Anstrengungen, Grenzsituationen und teilweise von heftigen Überforderungen. Karl Teppe, in Wuppertal aufgewachsen, betonte ebenfalls die „Härte“ der Zeit am Abendgymnasium; er hatte anders als Dieter Langewiesche mit sechzehn Jahren das Gymnasium verlassen und eine eben erst begonnene Lehre als Werkzeugmacher sehr schnell als Fehlentscheidung erkannt. Es folgte der Besuch der Abendschule, und sodann, wie bei anderen, die über ihre Umwege zum Abitur und Studium berichteten, Begegnungen mit Gleichaltrigen, die Tipps und Anregungen gaben: die Entscheidung, eine Begabtensonderprüfung zu machen, die den Zugang zum Studium an einer PH eröffnete.

Erste Kontakte ins westliche Ausland

Einen Blick über die Grenzen hatten einige ‚43er‘ bereits während ihrer Schulzeit getan, für die allerwenigsten allerdings waren Fahrten ins Ausland in ihrer Jugend selbstverständlich. Diejenigen, die solche Erfahrungen bereits früh machen konnten, wuchsen entweder in Familien auf, in denen es, wie bei Hinnerk Bruhns, zur Erziehung gehörte, ein ‚offenes Haus‘ zu pflegen. Bei anderen brachten es

Abb. 1: *Karte mit Übersicht der Geburtsorte*

Außerhalb Deutschlands:

- 1 Istanbul
- 1 Mariazell
- 1 Homburg Haut
- 1 Graz
- 1 Tallin
- 1 Tanger

Abb. 2: *Karte mit Übersicht der Orte des Aufwachsens*

Außerhalb Deutschlands:

- 1 Ankara
- 1 Rikenäs
- 1 Sonderburg
- 1 Breslau
- 1 Dorset b. Dorchester
- 1 Göteborg
- 1 Graz
- 1 Vught
- 1 Stolp

die Berufe der Väter mit sich, dass die Kinder in einer weltläufigen Atmosphäre groß werden konnten. Nur die wenigsten hatten wohl Verwandte, die über Möglichkeiten verfügten, ihnen großzügige Reise‚angebote' zu machen. Bei einigen ‚43ern' hat der Fremdsprachenunterricht in der Schule insbesondere die Neugier gestärkt, Frankreich kennenzulernen. Wo in den Familien weniger Anregungen zu erwarten waren, bei einigen Vaterlosen etwa, mögen Jugendgruppen eine Rolle gespielt haben: Sie reisten während der Ferien, die weitaus meisten nach Frankreich, manche auch nach England. Allen eröffnete die französische Gegenwartsliteratur und Philosophie Ausblicke ins westliche europäische Ausland, die durch Reisen vertieft wurden.

Obwohl national verengtes Denken, wenn es um den Blick nach ‚Westen' ging, nach 1945 für Jahrzehnte kaum Raum im westdeutschen Bewusstsein fand, gestalteten sich transnationale Begegnungen, nicht zuletzt von Jugendlichen, ausgesprochen schwierig. Auch das machen die Selbstbeschreibungen deutlich. Sie wurden als Möglichkeit der „Erziehung zum aktiven Staatsbürger und Europäer" betrachtet und ließen gleichzeitig erkennen, dass Unkenntnis des Nachbarn und Vorurteile nur allmählich zu überwinden waren.[3] Teilweise hätten sich die Heranwachsenden auch über politische Fragen geradezu „entzweit", wie Gerhard Brunn (Jahrgang 1939) über ein groß angelegtes deutsch-französisches Jugendtreffen im Jahre 1951 an einem symbolträchtigen Ort, auf der Loreley, schrieb.[4]

Frankreich und die Schweiz, Österreich und teilweise auch England, deutlich weniger Italien, und so gut wie gar nicht ost- und nordeuropäische Länder hatten die ‚43er' während ihrer Schulzeit im Blick oder bereits besucht. Die besondere Bedeutung Frankreichs in diesem Zusammenhang ist nicht zuletzt mit darauf zurückzuführen, dass die deutsch-französische Annäherung auf hoher politischer Ebene in eben den Jahren entscheidende Fortschritte machte, in denen die ‚43er' gegen Ende ihrer Schulzeit und unmittelbar danach nach Westen blickten. Dem Jahr 1963 kommt hier bekanntlich mit der Unterzeichnung des Deutsch-Französischen Vertrages und der Gründung des Deutsch-Französischen Jugendwerks eine besondere Bedeutung zu. Wie unmittelbar diese Entwicklungen erfahrungsprägend waren, schilderte beispielsweise Rainer Schwinges, der sich stark in der

[3] Vgl. Friedhelm Boll, Flucht aus der Geschichte oder ‚Erziehung zum aktiven Staatsbürger und Europäer'? Europabegeisterung von Schülern und Studenten in Hannover und Niedersachsen um 1950, in: Jürgen Reulecke (Hg.), Rückkehr in die Ferne. Die deutsche Jugend in der Nachkriegszeit und das Ausland, Weinheim, München 1997, S. 53–58; Barbara Stambolis, Lehren aus zwei Kriegen – Lernen für ein friedliches Miteinander. Deutsch-französische Begegnungen, Erfahrungen und Initiativen nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, in: Jahrbuch für Religionspädagogik 21 (2005), (Lernen durch Begegnung), S. 149–159.

[4] Vgl. Gerhard Brunn, Das europäische Jugendtreffen 1951 auf der Loreley und der gescheiterte Versuch einer europäischen Jugendbewegung, in: Reulecke, Rückkehr (wie Anm. 3), S. 81–101.

Europaunion engagierte. Auf Schwinges hatte besonders eine Veranstaltung in Köln einen bleibenden Eindruck gemacht, an der Adenauer und de Gaulle teilnahmen: Dieses Ereignis sei für ihn ein „Erlebnis“ gewesen, letzterer habe ihm die Hand gegeben, die er dann „nie mehr gewaschen“ habe.

Eine ausführliche Antwort auf die Frage nach geographischen und mentalen Verortungen in jungen Jahren, und zwar noch vor dem Studium, gab Reinhold Kaiser: „Den Osten kenne ich sehr wenig – kenne ich heute auch noch nicht gut. Als Rheinländer war er mir – und ist er mir – fremd. Das muss ich offen gestehen. Soviel ich mit Aachen und Bonn und mit Düsseldorf und Köln anfangen kann, so wenig kann ich mit – ich möchte keine Städte nennen – anderen Städten anfangen. Das ist eindeutig. Und deswegen war für mich die Öffnung zum Westen hin und die Öffnung zu Frankreich eine traditionelle Öffnung, könnte man sagen. Das Rheinland ist dem Westen zugeordnet, das ist ganz eindeutig. Brüssel liegt nahe, Holland liegt nahe, und alle diese Gebiete waren mir nicht fremd und lagen mir nicht fern, im Gegenteil. Also, es fing eigentlich mit der Brüsseler Weltausstellung an; ich weiß nicht, ich glaube, die war 1958, da setzte das für mich bewusst ein. Da war ich so 15 Jahre alt. Vorher schon gingen sehr viele nach Holland und kamen mit neuen Eindrücken wieder. Also, der Westen ist […], sagen wir, der Nordwesten ist eine Lebenseinheit gewesen, die ich hinterher auch als Historiker entdeckt habe. Aber schon als Kind ist mir das aufgefallen. Ich bin mal in den Harz gefahren, da war das schon weit weg.“

Wertschätzung des Westens zwischen Abitur und Studienabschluss

Diejenigen, die zur Bundeswehr gingen, bezeichneten sich nicht selten rückblickend als ‚Kalte Krieger‘;[5] Christof Dipper etwa meinte: „Ich bin natürlich im Kalten Krieg aufgewachsen und ich war, wir waren alle Kalte Krieger, und ich denke übrigens, ein erhebliches Stück sehr mit Recht. Weil die Bundesrepublik sich nicht nur bedroht fühlte, sondern ein Stück weit bedroht war. Für mich war klar, dass, nachdem ich dreizehn Jahre Schule hatte […], ich ein Stück weit sozusagen der Gesellschaft zurückgebe, was ich bis dahin an Privilegien bekommen habe. Es hat mich allerdings auch nicht ins Studium gedrängt, ich wusste gar nicht, was ich studieren wollte. Aber es war für mich primär eine politische Entscheidung, zur Bundeswehr zu gehen. 1962 war bekanntlich der Kalte Krieg auf dem Höhepunkt: die Berlinkrise, Kubakrise habe ich ja als ‚Soldat‘ (in Anfüh-

[5] Vgl. Barbara Stambolis, Überzeugte Soldaten? Wehrpflichtige und Zeitsoldaten, Jahrgang 43, in: Helmut Hammerich, Rudolf Schlaffer (Hg.), Militärische Aufbaugenerationen der Bundeswehr (hg. vom Militärischen Forschungsamt), München 2011, S. 43–66.

rungszeichen) mitgemacht und da noch einmal eine Bestätigung bekommen für die Richtigkeit meiner Wahl. Also, das geschah sehr bewusst. Bei einigen Freunden, die ich in der Bundeswehr kennengelernt habe, war das ganz genauso; um es deutlich zu sagen: bei den Abiturienten, die ich dort kennen lernte.“ Diese Auffassung entsprach wohl noch um die Mitte der 60er Jahre der der Mehrheit der Bevölkerung und auch der Gymnasiasten.[6]

Allerdings führten Erfahrungen in der Bundeswehr auch zu kritischen Sichtweisen: Einige Befragte erkannten das Fortleben autoritärer Traditionen in dieser Zeit zwischen Schule und Studium und die meisten begannen zwar noch im Anzug und mit Krawatte, aber doch auch in deutlicher Absetzung von studentischen Vorkriegstraditionen ihr Studium. Studentische Verbindungen waren für sie nicht mehr attraktiv, sie beobachteten akademische Bräuche und ordinariale Rituale ebenso mit einer gewissen Distanz wie die zunehmende Radikalisierung der Studentenbewegung in den 60er Jahren.

Eine Reihe der Befragten engagierte sich in der studentischen Selbstverwaltung, die meisten lehnten aber durchweg Formen des Umgangs mit in die Kritik geratenen Hochschullehrern ab, die in persönlich vernichtende Angriffe mündeten. Einige missliebige Professoren seien, so Franz Quarthal, an der „linken Bewegung kaputt gegangen“. Wenn ein Professor „nach seinem wissenschaftstheoretischen Verständnis“ gefragt gesagt habe, die Forschung mache ihm einfach Spaß, sei er „unten durch“ gewesen. Die Chance und Freiheit, studieren zu können, stand vor allem für die Aufsteiger unter den ‚43ern‘ in keinem Verhältnis zu den Auswirkungen des studentischen Protests. Denjenigen, die Kultur als ‚hohes Gut‘ in der von einem ausgesprochenen Kulturhunger und zugleich von materieller Knappheit bestimmten Nachkriegszeit erfahren hatten, erschien die als „Event“ gepriesene Zertrümmerung eines Klaviers, wie Dieter Dowe sich erinnerte, schlicht als „Barbarei […] allerersten Ranges“. Die Mehrheit der Interviewten gehörte wohl eher zu einer großen Gruppe Studierender, die die Gesellschaft und die deutsche NS-Vergangenheit sowie Auswüchse ordinarialer Selbstherrlichkeit distanziert-kritisch wahrnahmen, ohne zur Studentenbewegung im engeren Sinne zu gehören.[7] Ohne an dieser Stelle ins Detail zu gehen: Auch als Vertreter des Mittelbaus haben einige ‚43er‘ sich ebenso wie in der studentischen Selbstverwaltung engagiert, allerdings wieder in erster Linie moderat und aus der Überzeugung, dass eine demokratisch verfasste Universität das wünschenswerte Arbeitsumfeld für Studierende und Lehrende darstelle.

[6] Viggo Graf Blücher, Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Menschen heute, Düsseldorf, Köln 1966, S. 362 f.

[7] Vgl. Boris Spix, Abschied vom Elfenbeinturm. Politisches Verhalten Studierender 1957–1967. Berlin und Nordrhein-Westfalen im Vergleich, Essen 2008.

Je nach Elternhaus, aus dem sie kamen, waren sie mehr oder weniger auf den „Erfahrungsraum“ Universität vorbereitet, und möglicherweise unterschieden sie sich auch in ihren Erwartungen und dann in ihren Wahrnehmungen der Umgebung, die für die meisten von ihnen schließlich als Hochschullehrer berufsbiographisch prägend werden sollte. Die Universität erschien einer Reihe ‚43er‘ als fremde Welt, in die als Aufsteiger einzutreten einerseits mit gewissen Unsicherheiten, andererseits aber dann auch mit hohen Erwartungen verbunden war, die sich auf die neuen Möglichkeiten richteten und auch als Anspruch und als Verpflichtung gesehen wurden, diesen gerecht zu werden. Die Vorstellungen von dem nun folgenden Studium mit den sich damit eröffnenden Horizonten waren bei vielen Befragten vage. Etwa ein Drittel hatte zu Studienbeginn kein klares Berufsziel; ein weiteres Drittel wollte Lehrer werden. Eine Tätigkeit als Journalist, Archivar oder in einem Verlag konnten sich zu Studienbeginn nur wenige vorstellen. Vor allem Jura war offenbar als Alternative zum Studium der Geschichte attraktiv; „Juristerei“, beispielsweise im Staatsdienst als Richter tätig zu sein, versprach, einen Brotberuf zu haben, der mit gesellschaftlicher Anerkennung verbunden war und hoch eingeschätzt wurde. Nur eine kleine Minderheit hielt eine universitäre Laufbahn für denk- und wünschbar. Insgesamt gab es offenbar eine grundlegende Reserve gegenüber jeglicher Selbstüberschätzung der eigenen Möglichkeiten und zugleich eine positive Grundbefindlichkeit angesichts der Chancen, die sich mit dem Studium für die weitere berufliche Zukunft auftaten, um dann auch allmählich sogar eine Universitätslaufbahn ins Auge zu fassen.

Forschungsschwerpunkte und Zusammenhänge von Leben und Werk

Die ‚43er‘ erlebten die für sie kennzeichnenden Westorientierungen, politisch wie kulturell, nicht als über den Weg der ‚Reeducation‘ implementiert. Darin unterschieden sie sich von einer Reihe von Historikern, eben die um 1930 Geborenen, die als Jugendliche in den Genuss von Austauschprogrammen – vor allem in die USA – gekommen waren, welche die West-Alliierten mit pädagogischer Absicht in den Nachkriegsjahren angeboten hatten. Die Unterschiede werden etwa am Beispiel von Reflexionen Hans-Ulrich Wehlers deutlich, der pointiert formulierte, für seine Generation, „welche die Schlussphase des Krieges noch als junge Soldaten, als Flakhelfer und Pimpfe“ erlebte, habe das englische und vor allem amerikanische Vorbild „eine gewisse psychische Notwendigkeit“ dargestellt.[8] Für seine

[8] Hans-Ulrich Wehler, Geschichtswissenschaft heute, in: Jürgen Habermas (Hg.), Stichworte zur ‚Geistigen Situation der Zeit‘, Frankfurt a. M. 1979 (2 Bde.), 4. Aufl. 1982, Bd. 2, S. 709–753, hier S. 724.

Abb. 3: *Karte mit Übersicht der Studienorte*

Außerhalb Deutschlands:

5 Wien	1 Kahta
4 Paris	1 Kopenhagen
2 Dijon	1 London
2 Lyon	1 Minnesota
1 Aix en Provence	1 Nottingham
1 Florenz	1 Poitiers

Altersgruppe, so Wehler, hätten „Studien in Frankreich […] nur sehr vereinzelt eine Rolle“ gespielt.[9] Auf die Frage, was denn seine prägendste Erfahrung der Nachkriegszeit gewesen sei, gab er zur Antwort: „Amerika. Alle wollten wir natürlich nach Harvard oder Princeton […] ich hatte vernünftige amerikanische Dozenten, die alle im Krieg gewesen waren […] Der einflussreichste von ihnen betrieb das, was damals in Amerika Sozialgeschichte hieß. Das war eine Mischung aus Alltags-, Technik- und Sozialgeschichte. Dann war da die Erfahrung von Demokratie im Alltag.“[10] Er und einige andere seien mit einem Fulbright-Stipendium in den USA gewesen: „In die Vereinigten Staaten ging 1951 erst eine kleine Truppe, da war Bracher dabei, 1952 gingen wir.“ Die Engländer hätten erst gegen Ende der fünfziger Jahre „ihr Stipendienwesen allmählich geöffnet“, davon habe beispielsweise Wolfgang Mommsen profitiert.[11]

Die um 1940 Geborenen und mit ihnen die ‚43er‘ konnten nicht auf die Programme zurückgreifen, die den etwa zehn Jahre Älteren noch zur Verfügung gestanden hatten. Ihnen fehlten überdies die finanziellen Mittel für einen Aufenthalt in den USA. Ihnen eröffneten sich vielmehr – bis auf wenige Ausnahmen – westeuropäische Perspektiven, unter denen französische wohl am deutlichsten hervortreten. Haben sich aus den lebensgeschichtlichen und berufsbiographischen Verortungen der Interviewten Forschungsperspektiven ergeben, die Zusammenhänge zwischen Leben und Werk erkennen lassen? Die Ausweitung geschichtswissenschaftlicher Fragen über die nationalen Grenzen hinweg ist für den Historikerjahrgang 1943, im Westen aufgewachsen und westorientiert, in den Interviews eine zumindest ebenso wichtige Frage gewesen wie die nach neuen zeitlichen Konzepten. Mit anderen Worten: Betrieben und betreiben sie europäische Geschichte und wenn ja, wie?[12] Matthias Schnettger ist kürzlich erst der Frage „nach dem Stellenwert Europas für die Arbeit der in den vierziger Jahren geborenen bundesdeutschen Historiker“ nachgegangen. Seine Einsichten sind auch mit Blick auf die ‚43er‘ einleuchtend: Den Prozess der europäischen Einigung und europapolitisch wichtige Zäsuren hätten sie biographisch gleichsam begleitet. Schnettger geht davon aus, dass Mediävisten die Vorreiter der Forschungsausweitung in Richtung auf europäische Perspektiven waren; Neuzeithistoriker hätten „das europäische Ausland dagegen nur verzögert und weniger stark in die Forschung einbezogen.“ Seine pointiert formulierte These

[9] Ebd.

[10] Hans-Ulrich Wehler, „Eine lebhafte Kampfsituation“. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp, München 2006, S. 39.

[11] Ebd., S. 45.

[12] Vgl. Heinz Duchhardt (Hg.), Nationale Geschichtskulturen – Bilanz, Ausstrahlung, Europabezogenheit. Beiträge des internationalen Symposions in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, vom 30. September bis 2. Oktober 2004, Mainz/Stuttgart 2006.

lautet: „Nur wenige der ‚Vierziger‘ wagten sich bislang mit programmatischen Thesen zu Europa hervor, die auch öffentlich, außerhalb disziplinärer Kontexte, diskussionsfähig sind.“[13] Dazu nur einige wenige Anmerkungen: Es macht sicher einen grundlegenden Unterschied, sich etwa als Frühneuzeitler mit ‚Europa‘ zu beschäftigen, mit übernationalen höfischen Kulturen beispielsweise, oder aber sich als Neuzeitler mit ‚Europa‘ zu befassen, zu dessen Forschungsgebieten ja gerade der Nationalismus mit seinen Blickverengungen gehört. Zudem sind „europäische Perspektiven“ ein weites Feld, wie nicht zuletzt die Herausgeber des biographischen Handbuchs „Europa-Historiker“ zurecht betonten[14] oder auch Rüdiger Hohls, Iris Schröder und Hannes Siegrist einleitend zum Themenportal „Europäische Geschichte“ feststellten, nämlich „vergleichend, transfer- und verflechtungsgeschichtlich und im Spannungsfeld zwischen Nationalisierung und Globalisierung“.[15] Unter den Festschriften für die ‚43er‘ sind immerhin einige, in denen in soeben angesprochenem Sinne deutliche Europabezüge in den Forschungen der Geehrten betont werden.[16] Ein Blick in die als ihre wichtigsten eigenen von den Beteiligten angegebenen Schriften verdeutlicht zudem diesbezügliche Selbstbeschreibungen der Befragten.

Eine Frage, die die Mitglieder des Brauweiler Kreises und die Leser der Zeitschrift ‚Geschichte im Westen‘ besonders interessieren dürfte: War für die Befragten auch Landes- als Zeitgeschichte eine ‚Herausforderung des Westens‘? Um es klar zu sagen: In ‚Geschichte im Westen‘ haben offenbar nur zwei ‚43er‘ publiziert, Karl Teppe und Rainer Pommerin. Ersterer hat zweifellos in der Landes- oder wohl besser Regionalgeschichte einen berufsbiographischen Schwerpunkt gehabt. Dass gegen Ende der 70er Jahre die Regionalgeschichte zu einem Schwerpunkt seiner Berufsbiographie zu werden begann, beschrieb er ausführlich im Interview: „In dem Institut, in dem ich seit Oktober 1979 arbeitete, […] widmete man sich konventionellen landesgeschichtlichen beziehungsweise -kundlichen Themen. Man lebte gleichsam vom Glanz früherer Jahre, von Publi-

[13] http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2444, zuletzt aufgerufen am 5.7.2009.

[14] Heinz Duchhardt/Małgorzata Morawiec/Wolfgang Schmale/Winfried Schulze (Hg.), Europa-Historiker. Ein biographisches Handbuch, 3 Bände, Göttingen 2006/07, Vorwort zu Bd. 1 und 2.

[15] http://www.europa.clio-online.de/site/lang__de/40208282/default.aspx, zuletzt aufgerufen am 14.3.2011.

[16] Christina Benninghaus u. a. (Hg.), Unterwegs in Europa. Beiträge zu einer vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte, Festschrift für Heinz-Gerhard Haupt, Frankfurt a. M. 2008; Hein Eickmans/Jörg Engelbrecht (Hg.): Blick gen Westen. Deutsche Sichtweisen auf die Niederlande und Flandern. Dieter Geuenich zum 65. Geburtstag, Münster 2008; Irene Dingel/Matthias Schnettger (Hg.), Auf dem Weg nach Europa, Schriftenreihe des Instituts für Europäische Geschichte, Festschrift für Heinz Duchhardt, Mainz 2009.

kationen und Forschungsinitiativen der ehemaligen Institutsdirektoren Franz Petri und Peter Schöller. Und es ist bezeichnend, dass man sich hier, d. h. namentlich unter dem Einfluss von Franz Petri, mit der Fortführung des sogenannten ‚Raumwerks' beschäftigte." Seitdem hat sich viel verändert, unter Mitwirkung Karl Teppes, und in einem anderen regionalen, dem württembergischen Kontext, auch Franz Quarthals. (Für weitere Reflexionen von ‚43ern' mit regionalgeschichtlichen Forschungsschwerpunkten, zu denen etwa Karl Heinrich Pohl gehört, sei auf die entsprechenden Interviews verwiesen.) Quarthal berichtete über regionalgeschichtliche Arbeitskreise zur modernen Stadtforschung, den Konstanzer Arbeitskreis, den Arbeitskreis für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, den Arbeitskreis für Orts- und Landesgeschichte, den Stoob'schen Arbeitskreis zur Stadtgeschichte u. a. mehr – alles Arbeitsgebiete, die sich (wie nachweislich auch die Früheneuzeitforschung) wohl mehr oder weniger im Windschatten der „Sozialgeschichte der Väter entwickelte" (wobei zwischen Bochum und Bielefeld sicher noch zu unterscheiden wäre).

Auf die Frage, wie sich Landes- bzw. Regionalgeschichte im Laufe der Jahre vielleicht noch mal bezogen auf Paradigmenwechsel in der Geschichtswissenschaft verändert hätten, antwortete Quarthal: „Das Fach Landesgeschichte hat ja den Vorteil, dass man in der Lehre sehr breit sein kann: Man kann vom Mittelalter bis zur Gegenwart gehen, wen man das will. Ich empfinde das bis heute als eine Chance. In der Forschung muss man selbstverständlich Schwerpunkte setzen. […] In den letzten Jahren hat sich aus der Lehre heraus ein […] Schwerpunkt entwickelt. Es ist die Migrationsgeschichte der jüngsten Zeit in Südwestdeutschland unter dem Thema ‚Fremde in Baden-Württemberg'. Zusammen mit Studierenden habe ich begonnen, die südwestdeutsche Migrationsgeschichte von den Zwangsarbeitern des Dritten Reiches über die der kriegsvertriebenen Flüchtlinge bis hin zu Gastarbeitern aufzuarbeiten. […] Dass man landesgeschichtliche Forschungen so sehr in die Zeitgeschichte vorantreiben kann, hätte ich mir früher nicht vorstellen können." Quarthal reflektierte dann auch im Zusammenhang mit regionalgeschichtlichen Themen und Fragestellungen über die Anfänge eines Interesses an Generationen- und Erfahrungsgeschichte: „Die Anfänge dazu fanden sich zu Beginn der siebziger Jahre, in den Geschichtswerkstätten und den spontanen historischen Forschergruppen. Mit der ‚Grabe, wo du stehst'-Bewegung wollte man die Geschichte des eigenen unmittelbaren Umfeldes erforschen, man wollte sich selbst verstehen lernen." Wenn wir in einem weiter gefassten Verständnis auf diese Art ‚Herausforderungen', auch für ‚Geschichte im Westen' und den Brauweiler Kreis und noch einmal ausdrücklich nicht nur auf den Jahrgang, sondern die um 1940 geborenen Historiker blicken, ließen sich Gerhard Brunns (Jahrgang 1939) Forschungen zur „europäischen Regionalgeschichte" beispielsweise nennen. Hin-

zuweisen ist etwa auch auf Arbeiten Peter Hüttenbergers (Jahrgang 1938) oder Jürgen Reuleckes (Jahrgang 1940), der sich ausdrücklich den ‚43er‘ zurechnet.[17]

Sahen die Befragten Zusammenhänge zwischen ihrer geographischen und mentalen Westorientierung und ihren Forschungsthemen bzw. -schwerpunkten? Sie scheinen auf der Hand zu liegen, allerdings haben sich deutsche Historiker mit der Selbsthistorisierung lange ausgesprochen schwer getan. Ein Satz aus dem Interview mit Christof Dipper in diesem Projekt („ich erzähle nichts von mir“) steht also in einer Tradition selbstverständlicher Selbstverleugnung, die möglicherweise in Deutschland besonders ausgeprägt ist und schon angehenden Historikern anerzogen werde, wie Bodo von Borries im Gespräch anmerkte: „Meine Kollegen bringen im Proseminar bei, Historiker dürften nie ‚Ich‘ sagen. Ich halte das für eine speziell deutsche Marotte, die international lächerlich und intellektuell unbegründbar ist.“ Wenn sich Historiker selbst als Zeitzeugen und damit Zeitgenossen wahrnehmen, müssen sie feststellen, dass sie geschichtlichen Einflüssen ausgesetzt sind. Sie sind an Entwicklungen beteiligt, denen sie sich nicht entziehen können, sind möglicherweise zufällig und folgenreich Katastrophen ausgeliefert gewesen, über die sie dann später geforscht haben. Sie müssen sich sodann fragen, wie es um ihre ‚Objektivität‘ oder ihr Streben nach distanziert kritischer Betrachtung der ‚Geschichte‘ bestellt ist, um die sie sich um der Seriosität ihres Faches und der Qualität ihrer Arbeit willen stets bemühen. Angemerkt sei, dass Konrad Jarausch vor einigen Jahren „ein offeneres Eingeständnis der eigenen Erfahrungsbedingtheit zeithistorischer Forschung“ forderte.[18] Mit größerer Selbstverständlichkeit als unter deutschen Historikern im Umgang mit ‚Geschichte *und* Leben‘ bislang üblich, hat Georges Duby (1919–1996) im Gespräch mit dem Philosophen Guy Lardreau über „Geschichte und Geschichtswissenschaft“ folgendes formuliert: „Man merkt sofort, dass jede Generation von Historikern eine bestimmte Auswahl trifft […]. Schon dadurch ist der Blick auf diese Überreste subjektiv; er ist von einer bestimmten Fragestellung abhängig, von einer bestimmten Problematik, das heißt letztlich von der Innenwelt desjenigen, der die Fragen stellt. Und damit meine ich nicht das ‚Individuum‘, denn meine Arbeit kann offensichtlich nicht von der meiner Zeitgenossen oder Vorläufer getrennt werden, denen ich mich auch dann sehr verbunden fühle, wenn

[17] Jürgen Reulecke, Nachwort, in: Stambolis, Leben mit und in der Geschichte (wie Anm. 2), S. 319–330; Ders., Regionalgeschichte heute. Chancen und Grenzen regionalgeschichtlicher Betrachtungsweise in der heutigen Geschichtswissenschaft, in: Karl Heinrich Pohl (Hg.), Das Flüchtlingsproblem in Schleswig-Holstein nach 1945, Bielefeld 1997, S. 23–32. Vgl. auch: Historische Arbeit vor Ort. Konzepte und Ideen. Aktionen und Projekte der Historikerinnen und Historiker vor Ort, Gladbeck 1995.

[18] Konrad Jarausch in: Ders./Martin Sabrow (Hg.), Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt a. M. 2002, S. 34.

sie nicht in meiner unmittelbaren Umgebung arbeiten. […] Auf ähnliche Weise fühle ich mich meinen Lehrern verbunden – und nicht nur meinen persönlichen Lehrern, […] ich bin in ein Netz verstrickt.“[19]

In Äußerungen Heinz-Gerhard Haupts mögen lebens- und berufsbiographische West-Kontingenzen mit am deutlichsten sein. Am Anfang seiner Frankreicherfahrungen stand eine Schülerreise nach Frankreich, es folgte ein Studienaufenthalt. Im Mittelpunkt der Forschungen standen schließlich mit deutsch-französische Vergleichsperspektiven. Auch – wenngleich in ganz anderer Hinsicht – beschrieb Duchhardt, langjähriger Direktor des Instituts für Europäische Geschichte und gegenwärtig Stiftungsratsvorsitzender der Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, seine lebensgeschichtlichen und berufsbiographischen Westbezüge: „Ich bin 1957 zum ersten Mal als Austauschschüler nach Frankreich gegangen, und das war für mich in den mittleren Schuljahren eins der prägendsten Erlebnisse: zum ersten Mal die Grenze zu überschreiten, zum ersten Mal das Mittelmeer zu sehen, zum ersten Mal bei Canet-Plage im Mittelmeer zu baden. Das waren Schlüsselerlebnisse für meine Generation, Perspektiven, dass Deutschland nicht auf Dauer in der Isolation bleiben würde. Das war das Positive, das Wirtschaftswunder, die neuen Möglichkeiten, sich in Europa zu bewegen. Das andere waren die vielen Dinge, die in der Adenauer-Zeit doch das politische Leben auch gelähmt haben. Man hat in der frühen Phase vielleicht für ein Konstrukt wie die Hallstein-Doktrin ein gewisses Verständnis gehabt, aber nach acht oder zehn Jahren hatte sich dieses Verständnis dann doch abgenutzt. Man hatte den Eindruck, hier wurde verkrampft an einer Position festgehalten und die Geschichte war längst darüber hinweggegangen. Deswegen ein gemischtes Bild von den 50er Jahren: Aufbruch, erste Ansätze zur Bewältigung der Vergangenheit, Integration in die Wertegemeinschaft Europa, auf der anderen das Beharren auf juristischen Positionen, die mir zunehmend politisch fragwürdig erschienen.“

Rückblicke gegen Ende der Berufslaufbahn

Zu Studienbedingungen „zu seiner Zeit“ und heute hat sich beispielsweise Dieter Langewiesche geäußert. Die Anzahl der Pflichtveranstaltungen sei im Vergleich niedrig gewesen. Er habe die Freiheit gehabt, Schwerpunkte selbst zu wählen. Das Studium sei nicht „verregelt“ gewesen. Die heutige Universität und die Universität der Zukunft seien nicht seine Universität, heißt es pointiert in einem Aufsatz Langewiesches, der eine verbreitete Wahrnehmung der Universitätslehrer

[19] Georges Duby/Guy Lardreau, Geschichte und Geschichtswissenschaft. Dialoge, Frankfurt a. M. 1982, S. 39 f.

dieser Altersgruppe widergeben dürfte.[20] Trotz Verregelung, verlorener Freiheit und großer Skepsis gegenüber neuen Studiengängen sowie beispielsweise dem viel diskutierten Bologna-Prozess gab es auch vorsichtig zuversichtliche Stellungnahmen: Es werde auch Vorteile geben. Eine Art ‚Botschaft‘ findet sich in den Interviews in dieser Hinsicht allerdings nicht. Diese ist wohl auch deswegen nicht zu erwarten gewesen, weil institutionengeschichtliche Fragen und somit Fragen nach dem Wandel der „Gehäuse“, d. h. der Universität als ‚Einrichtung‘, von denen Rüdiger vom Bruch spricht, nicht Gegenstand der Interviews waren.[21]

Die Anmerkungen in den ‚43er‘-Interviews zu Veränderungen an den Universitäten bezogen sich vor allem auf den Lehrbetrieb, auf berufliche Aussichten und die Forschungsbedingungen im 21. Jahrhundert. Dazu lediglich einige wenige Beispiele: Peter Borscheid beispielsweise wollte Wirtschaftshistorikern raten, in die Wirtschaft zu gehen, und d. h., er wollte ihnen davon abraten, an den Universitäten zu bleiben. Mit Blick auf die Forschung überlegte Joachim Radkau, einzelne „kreative Köpfe“ hätten angesichts zunehmender Antragszwänge und der wachsenden Bedeutung von drittmittelgeförderten Großprojekten wohl in Zukunft weniger Chancen als er selbst sie gehabt habe.

Wie stehen die ‚43er‘zum Thema ‚Festschriften‘? Wer wurde akademisch „würdig“ und durchaus traditionell verabschiedet? Manche der Projektbeteiligten haben sich positiv zu Festschriften geäußert. Andere betonten, sie hätten sich eine solche verbeten, oder sie legten Wert auf die Formulierung, es handele sich um einen „Sammelband von Schülern“ oder die „Publikation eines Kolloquiums“. Für weitere war die Festschrift kein Thema, sie seien schließlich noch im Dienst. Wieder andere verwiesen darauf, sie seien ja schon ausgeschieden, mehr oder weniger festlich verabschiedet.[22] Die Interviewten und auch schon die um wenige Jahre jüngeren Universitätshistoriker dürften sich nun wohl schon fragen lassen und auch selbst fragen: Wie werden sie in wenigen Jahren mit einer deutlicheren Distanz die oben angesprochenen Veränderungen an den Universitäten beurteilen?

[20] Dieter Langewiesche, Meine Universität und die Universität der Zukunft, in: Wissenschaft und Universität. Selbstportrait einer Generation. Wolfgang Frühwald zum 70. Geburtstag, gesammelt von Martin Huber und Gerhard Lauer, Köln 2005, S. 429–444.

[21] Rüdiger vom Bruch, Wissenschaft im Gehäuse. Vom Nutzen und Nachteil institutionengeschichtlicher Perspektiven, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 23 (2000), S. 37–49.

[22] Vgl. Christof Dipper/Andreas Gestrich/Lutz Raphael (Hg.), Krieg, Frieden und Demokratie. Festschrift für Martin Vogt zum 65. Geburtstag, Frankfurt a. M., Berlin u. a. 2001, darin Dipper in seiner Würdigung: 1989 habe Wolfgang Schieder in einer Besprechung der von Martin Vogt mit herausgegebenen Festschrift für Karl Otmar Freiherr von Aretin eine Typologie der Literaturgattung „Festschrift“ entwickelt.

Vor allem: Der Bildungssoziologe Joachim Weinert hat kürzlich im Zusammenhang mit dem derzeit u. a. unter dem Stichwort „vergreisende Gesellschaft" diskutierten demografischen Wandel auf die „gravierenden sozialen und ökonomischen Verwerfungen" hingewiesen, die drohten, „wenn unsere Gesellschaft sich nicht als fähig erweisen sollte, ihr institutionelles Gefüge und ihre Ökonomie rechtzeitig dem veränderten Altersaufbau […] der Bevölkerung anzupassen."[23] Er verwies auf das Buch des Sozialwissenschaftlers Franz Xaver Kaufmann mit dem Titel „Schrumpfende Gesellschaft", in dem es heißt: „Es entsteht massenhaft eine Lebensphase zwischen dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben und dem ‚gebrechlichen Alter', die Lebenszeit zwischen dem 60sten oder 65sten und 80sten Lebensjahr, die bisher institutionell und kulturell kaum strukturiert" sei. Das ist zweifellos auch für all jene Historiker, nicht nur des Jahrgangs 1943, sondern einer ganzen Altersgruppe zu bedenken, die sich nach ihrem Ausscheiden aus dem Universitätsdienst unabhängig von Anträgen und Antragszwängen der Beantwortung einer historischen Frage oder der Konturierung einer Epoche etwa widmen möchten. Insofern sie nicht durch Krankheit und persönliche Schicksalsschläge, in der Familie beispielsweise, zu einem Um- bzw. ganz neuen Nachdenken, vielleicht auch über die Bedeutung des eigenen Lebensentwurfs für das Alter gezwungen sind, gilt für die ‚Entpflichteten' wohl, was Heinz Duchhardt im Interview sagte: „Wissenschaftler, vielleicht Historiker besonders, werden nie einen wirklichen Ruhestand haben, deswegen freue ich mich auch nicht auf das Jahr X – das wird bei mir nicht das Jahr 2008 sein –, ich freue mich nicht auf den Tag X, weil ich glaube, dass sich auch nach diesem Termin nichts wesentlich ändern wird. Wir sind in Netzwerke, in Forschungszusammenhänge eingebunden, haben unsere Rezensionen zu schreiben, unsere Vorträge zu halten und vieles andere mehr. Ich glaube, der Unterschied zwischen der Zeit vor dem Ruhestand und der Zeit des Ruhestands wird so gewaltig nicht sein."

Mit Blick auf die Bilanzen ihres Wirkens in der ‚Zunft' erlebten die ‚43er', seit 2008, lebensgeschichtlich gesehen ein „Schwellenjahr", zweierlei: Ehren zum einen, vielfach in ähnlicher Weise wie das auch bei ihren akademischen Lehrern der Fall war, d. h. mit Kolloquien und/oder Festschriften. Einige bleiben weiter der Universität verpflichtet, in der sie geforscht und gelehrt haben. Andere freuten sich über ihre ‚Entpflichtung', bleiben aber auch weiterhin hoch engagiert. Die Mehrzahl befindet sich mittlerweile in einem befreienden Stadium der Liminalität[24], das Victor Turner folgendermaßen beschrieben hat:

[23] http://www.dradio.de/dlf/sendungen/essayunddiskurs/1093415/, „Jugendlichkeit. Leitbilder der Gegenwartsgesellschaft, Teil 1 vom 25.12.2009, zuletzt eingesehen am 17.07.2011.

[24] Vgl. Victor W. Turner, Liminalität und Communitas, hg. von Andréa Belliger, Wiesbaden, 3. Aufl. 2006.

Es handele sich um ein ‚betwixt and between‘: „at once no longer classified and not yet classified […] neither one thing nor another; or may be both; or neither here nor there; or may even be nowhere“.[25] Es handelt sich nach Turner um einen Zustand, der dazu berechtigt, Grenzen zu überschreiten, somit auch Regeln einer ‚Zunft‘ zu ignorieren und sich beispielsweise locker und frei von disziplinspezifischen Zwängen zu äußern, wie dies einige ältere Kollegen bekanntlich getan haben, Arno Borst (1925–2007) z. B. mit seinem Buch „Lebensformen im Mittelalter“[26] oder Wilhelm Treue (1909–1992) mit seinen „Barocken Lebensläufen“[27].

Der in seinen Formulierungen auf anregende Weise provozierend wirkende, vielleicht aus einer gewissen Bescheidenheit und Altersweisheit heraus souverän schreibende Georges Duby meinte, mit dem Abschied aus dem Berufsleben überschreite man mehr oder weniger unmerklich „sanft von Jüngeren gedrängt, die Schwelle zu jenen kalten, feierlichen Räumen, wo die Alten sitzen, ein jeder auf seinem Ehrenplatz und in Weihrauch gehüllt […].“ Langsam komme dann der Augenblick, wo die Alten „verletzlich“ würden; es gehe um die Angst, vergessen zu werden – doch es beginne auch etwas Positives: „Reich an Erfahrungen und auf Eitelkeiten nicht mehr angewiesen“ habe man „das Gefühl, wirklich zur vollen Freiheit zu gelangen.“[28]

Anmerkungen zu Jahrgangs- und Jahrgangsgruppenprofilen

Vor allem der Eindruck, sich untereinander über ähnliche Wahrnehmungen und Selbstverortungen verständigen zu können, macht wohl retrospektive generationelle (Selbst-)Charakterisierungen aus. Deshalb wäre es nicht nur reizvoll, nach einigen Jahren die ‚43er‘ noch einmal ‚zu besuchen‘, um festzustellen, wie sie mit ihrem offiziellen Ausscheiden aus dem Berufsleben umgegangen sind, sondern auch einen rund zehn Jahre jüngeren Historikerjahrgang unter folgenden Aspekten zu befragen: Wie lassen sich die ‚53er‘ generationell konturieren? Wie grenzen sie ihre Erfahrungen gegenüber denen Älterer und Jüngerer ab? Wollte man die ‚53er‘ unter den deutschen Historikern als Jahrgang interviewen, könnte man

[25] Victor W. Turner, Betwixt and Between: The Liminal Period in Rites de Passage, in: Melford E. Spiro (Hg.), Symposium on New Approaches to the Study of Religion, Seattle 1964, 2. Aufl. 1971, S. 96 f.

[26] Arno Borst, Lebensformen im Mittelalter, Frankfurt a. M. 1979.

[27] Wilhelm Treue, Eine Frau, drei Männer und eine Kunstfigur. Barocke Lebensläufe, München 1992.

[28] Georges Duby, Eine andere Geschichte, Stuttgart 1992, S. 135 f.

eine entsprechende Eingangsfrage stellen wie in dem ‚43er'-Projekt: Was verbinden Sie, mit Blick auf ihre Kindheit und Jugend damit, Jahrgang 1953 zu sein? Man könnte auch nach der generationellen Selbstverortung zwischen Kriegskindern und ‚68ern' fragen. Die ‚53er' wurden dann wohl zu diesen beiden recht klar konturierten Generationenprofilen eine deutlichere Distanz feststellen als dies bei den ‚43ern' der Fall war. Dass es dabei auch um nur schwer zu objektivierende, höchst subjektive Generations-"fühligkeiten"[29] von Menschen geht, die sich generationell verorten, und dies zum einen innerhalb der eigenen Jahrgangsgruppe und zum anderen gegenüber Älteren und Jüngeren, macht wohl einen besonderen Reiz und zugleich eine gewisse Schwierigkeit solcher Projekte aus.

Abschließend sei auf einen Aspekt hingewiesen, der bisher nicht ausdrücklich angesprochen wurde: Das ‚43er'-Befragungsprojekt war ein reines Männerprojekt. Auch eine Interviewreihe mit dem Jahrgang 1946 deutscher Historiker würde allenfalls ein „Gruppenbild" mit einer verschwindend geringen Anzahl von „Damen" ergeben. Erst die in den frühen 50er Jahren geborenen Historiker unterscheiden sich – so viel lässt sich mit Sicherheit sagen – dadurch von den in den 40er Jahren Geborenen, dass sich unter ihnen auch eine ganze Reihe von Frauen befindet, die Universitätskarrieren vorzuweisen hat.

[29] Vgl. Jürgen Reulecke/Barbara Stambolis, Lieder im Generationengedächtnis des 20. Jahrhunderts, Essen 2007; Hagen Findeis: „Aufruhr in den Augen". Versuch über die politische Generationsfühligkeit hinter der Mauer. In: Annegret Schüle/Thomas Ahbe/Rainer Gries (Hg.), Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur, Leipzig 2005, S. 431–446, hier S. 485.